

STADT BERN Die Polizei hat zwei Verdächtige verhaftet, die an dem Überfall auf die Valiant-Bank im Breitenrain beteiligt gewesen sein sollen. Seite 20

BERN

SCHULBÜCHER In der Volksschule des Kantons Bern sind nur wenige Lehrmittel obligatorisch. Das könnte sich schon bald ändern. Seite 27

Michelles Wunden und Wunder

Seit 1984 begleitet der «Bund» **Michelle Zimmermann** auf ihrem schwierigen Weg – nun gibt es einen Film über sie

Eine Lebensgeschichte, die buchstäblich unter die Haut geht: Seit 1984 berichtet der «Bund» in loser Folge über die nun 28-jährige Michelle Zimmermann, die ihrer schlimmen Hautkrankheit Epidermolysis bullosa trotz. Nun gibt es einen Film über sie – SF 1 zeigt ihn am 25. Februar.

WALTER DÄPP

Eine junge Frau, die von wundersamen Heilkräften in der Wüste Marokkos, der Heimat ihres Vaters, träumt – und die sich, den schmerzenden und immer wieder von neuem aufbrechenden blutigen Wunden an ihrem ganzen Körper zum Trotz, zusammen mit ihrer Mutter auf den Weg dorthin macht: Das ist der filmische Einstieg in die Lebensgeschichte der 28-jährigen Bernerin Michelle Zimmermann.

Der Dokumentarfilm von Gabrielle Antosiewicz, der an den Solothurner Filmtagen erstmals gezeigt worden ist und am 25. Februar um 22.50 Uhr von SF 1 ausgestrahlt wird, zeigt diese Frau, die mit Kraft, festem Willen, Demut, Abgeklärtheit und bewundernswürdiger Zuversicht ein leidvolles, eingeschränktes und doch stets auch von Zuversicht und Lebensfreude geprägtes Leben zu meistern versucht. Und genau so ist der Film: traurig, beklemmend, irritierend – aber auch überraschend, direkt, unverkrampt und lebensbejahend.

Als Michelle vier Jahre alt war

Als der «Bund» 1984 erstmals über Michelle berichtete, war sie vier Jahre alt. Ihre Haut hatte sich an ungezählten Stellen am ganzen Körper abgelöst, fühlte sich an wie Pfirsichschale, Pergament- oder Seidenpapier. Schon leichteste Berührungen konnten zu neuen Wunden und Blasen führen. Nur schon das Schnürchen eines Luftballons, das eben zwischen ihren Fingern hin- und hergerutscht war, hatte blutende Wunden hinterlassen – Wunden, die ihre Mutter dann wieder wochenlang pflegen musste.

Nun ist Michelle Zimmermann 28-jährig und versucht, soweit



Ein Leben mit Schmerzen: Michelle Zimmermann – bei der Wundpflege mit Mutter Edith.

AUS DEM FILM «MICHELLE – ZWISCHEN WUNDEN UND WUNDER»

möglich, selbständig zu sein – auch beruflich, «im Bereich Coaching, Tierpsychologie und Event-Management (mz-coaching.ch)», wie sie sagt. Sie ist aber weiterhin auch auf IV-Leistungen angewiesen, denn die Pflege ihrer Wunden ist nicht nur teuer, sie erfordert auch Zeit – viel Zeit: «Wenn es mir gut geht, bin ich – zum Teil unterstützt von Spitex-Pflegerinnen – jeden Tag zwischen drei und fünf Stunden mit der Wundpflege beschäftigt.»

Michelles zwei Mütter

Jahrelang hatte Michelles Mutter Edith Zimmermann dies besorgt – unterstützt von ihrer Schwester Therese. «Wir haben ausgerechnet», sagt Michelle, «dass sie in 28 Jahren gut 100 000 Stunden für meine Pflege aufgewendet haben.» Im Film bemerkt Edith beiläufig: «Michelle hat zwei Mütter nötig gehabt.» Und Michelle nickt: Ja, nur dank dieser Hingabe sei es ihr gelungen, «den ständigen Schmerzen etwas entgegenzusetzen».

Und wenn der Film nun den Titel «Michelle – zwischen Wunden und Wunder» trägt, habe dies für sie fast ein bisschen symbolische Bedeutung: «Ich bin genau dazwischen – zwischen den Wunden und dem



Michelle unterwegs in Marokko.

Wunder. Im Alltag bin ich sehr mit den Wunden beschäftigt, gleichzeitig glaube ich aber an Wunder. Es ist doch schon ein Wunder, dass ich da stehe, wo ich jetzt bin. Denn das ist nicht selbstverständlich.»

DIE KRANKHEIT

Epidermolysis bullosa (EB) ist eine genetisch bedingte blasenförmige Hautablösung. Die mangelhafte Verankerung von Hautschichten führt zu Blasenbildung. EB ist sehr selten – nur jedes fünfzigtausendste Kind ist betroffen.

Michelle Zimmermann leidet an der schwersten Form, der EB hereditaria dystrophica. Die immer neu entstehenden Blasen und Hautverletzungen liegen in einer tiefen Hautschicht und führen zu Narben wie bei einer schweren Verbrennung und zu Deformierungen, besonders an Händen und Füßen.

Die Vereinigung Debra setzt sich für Betroffene ein. Internet: www.schmetterlingskinder.ch.

Es war von allem Anfang an nicht selbstverständlich. Als Michelle am 22. Januar 1980 geboren wurde, gaben ihr die Ärzte kaum Lebenschancen. An ihrem Körper bildeten sich schon Blasen und Wunden, sie konnte nicht trinken, weil auch ihr Mund und ihr Rachen entzündet und mit schmerzenden Aphthen und Blasen belegt waren.

Die schlimme Diagnose

Und die Diagnose war niederschmetternd: Epidermolysis bullosa – eine sehr seltene, blasenförmige Hautablösung schwersten Grades. Auch die Ärzte waren damals verunsichert – und rangen nach Worten, als sie Michelles Mutter ein Büchlein mit dem vielsagenden Titel «Ein Leben auf Probe» in die Hand drückten.

Heute, 28 Jahre später, lacht Michelle. «Ich glaube, dass ich die Probe bestanden habe. Ich habe in meinem Leben keinen Tag ohne Schmerzen erlebt, aber ich habe nicht aufgegeben», sagt sie.

Sie habe gelernt, mit Schmerzen zu leben: «In den Schmerz hineinzugehen statt ihm auszuweichen – mit vollem Bewusstsein. Der Schmerz will ja wahrgenommen werden. Deshalb nützt es nichts, ihn nicht wahrnehmen und ihm ausweichen zu wollen.»

«So annehmen, wie es ist»

Auch mit der Krankheit sei es so: «Es braucht ein überzeugtes Ja, um sich selbst mit der Krankheit zu akzeptieren, das Leben so anzunehmen, wie es ist» – und nicht zu resignieren: «Die Krankheit gehört zu mir, klar. Ich glaube aber, dass es mir irgendwann noch besser gehen wird – dass es eben Wunder gibt. Ich glaube an die unbegrenzte Kraft, die wir alle in uns haben.»

Wobei das Wort «glauben» eigentlich zu unverbindlich sei, meint sie – weshalb sie es durch «wissen» ersetzt haben will. «Nach vielen Unfällen», sagt sie, «habe ich diese wundersamen Kräfte immer wieder erfahren dürfen». Zum Beispiel auch im November 1999, als sie im – von Livia Anne Richard inszenierten – Stück «Sternentanz» als Tänzerin und Schauspielerin auf der Bühne stand, nach der Premiere aber eine Treppe hinunterstürzte und mit schweren Verletzungen und mit schweren Verletzungen liegen blieb. Der Sturz war für sie ein böses Erwachen aus der Theater-Traumwelt in die Realität ihrer Krankheit. Doch zwei Monate später stand sie wieder auf der Bühne.

Dort, wo es keine Grenzen gibt

Einmal mehr baute sie auf jene Kräfte, die sie immer wieder zuversichtlich stimmen – und ihr Mut machen, nicht aufzugeben, vor unlösbar scheinenden Aufgaben nicht zu kapitulieren.

Auch im Film geht es um Grenzen, die Michelle ihrer Krankheit zum Trotz sprengen will. Sie macht sich auf den Weg in die Wüste – dorthin, «wo es keine Grenzen gibt, wenn man den Blick hebt». Doch einmal mehr muss sie erfahren, dass ihr Wille allein nicht ausreicht, um Grenzen zu überwinden.

[I] MICHELLE – zwischen Wunden und Wunder: SF 1 zeigt den Film von Gabrielle Antosiewicz (nach der Idee von Livia Anne Richard) am 25. Februar um 22.50 Uhr.

Gemeinsame Graduate School mit Uni Basel

Die **Philosophisch-historischen Fakultäten von Bern und Basel** wollen die Doktoranden-Ausbildung gemeinsam an die Hand nehmen

Die Hochschulen arbeiten fieberhaft an neuen Kooperationsmodellen. Das neuste Projekt der Uni Bern ist eine gemeinsame Graduate School mit Basel. Es wäre die erste in diesem Bereich in der Schweiz.

RETO WISSMANN

Die Universität Bern versucht, ihre Stellung zwischen den starken Hochschulzentren Zürich und der Genferseeregion zu festigen. Da sie selber ihr Angebot nicht beliebig ausbauen und verbessern kann, geht sie den Weg über Kooperationen. Bei den Naturwissenschaften setzt sie dabei vor allem auf Freiburg (siehe Kasten) und in der Medizin existiert bereits eine enge Beziehung mit Basel. Die Philosophisch-historische Fakultät, als grösste Einheit der Uni Bern, orientiert sich nun ebenfalls in Richtung

Rheinknie. «Mit dem Ziel, eine gemeinsame Graduate School zu gründen, haben wir Gespräche mit der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Basel aufgenommen», bestätigt Karénina Kollmar-Paulenz, Religionswissenschaftlerin und Dekanin der Berner Fakultät.

Weniger Einzelkämpfer

In einer Graduate School werden angehende Wissenschaftler ausgebildet, die bereits einen Masterabschluss oder ein Lizentiat in der Tasche haben und einen Dokortitel oder, wie es international heisst, einen PhD anstreben. Dafür stehen Kurse und Workshops zur Verfügung, die die Doktorierenden neben ihrer individuellen Forschungsarbeit besuchen können. In den Bereichen Mathematik (Zürich) oder Biomedizin (Bern) gibt es bereits solche Einrichtungen. Für die Philosophisch-historischen Fächer existierten aber gemäss Koll-

mar bisher keine strukturierten Doktoratsprogramme. Doktoranden arbeiten heute in der Regel als Assistenten in den Instituten, haben nur wenig Kontakt mit anderen Doktoranden und sind weitgehend auf sich allein gestellt.

Mit der Graduate School wolle man die akademische Karriere attraktiver machen, den Nachwuchs fördern und natürlich auch schlaue Köpfe anziehen, sagt Kollmar. Seit Jahren wird in der Schweiz beklagt, dass zu wenig Studierende eine akademische Laufbahn einschlagen und die Universitäten kaum mehr einheimischen Nachwuchs finden. «Wir wollen die Dauer der Doktorate von heute meist übervier auf drei Jahre reduzieren», so die Dekanin. Damit soll auch das Durchschnittsalter der Doktoranden sinken. Voraussetzung dafür sei aber, dass man sie von administrativen Arbeiten in den Instituten entlaste. Gerade in den Geisteswissenschaften würden die Assistierenden

von Studierendenbetreuung und Verwaltungsarbeit stark beansprucht und fänden kaum noch Zeit, ihre eigene Doktorarbeit voranzutreiben.

Keinen «Eintopf»

«Für die Studierenden ist eine Graduate School eine attraktive Perspektive», sagt Ueli Mäder, Dekan der Basler Fakultät. Er unterstütze das für die Schweiz bisher einmalige Vorhaben sehr. Einen «Eintopf» in der Doktorandenausbildung dürfe es jedoch nicht geben. Neben den strukturierten Programmen einer Graduate School müsse es weiterhin die heutigen Einzelpersonenlösungen geben, so Mäder. Auch in Sachen Kooperationen spricht er sich für Vielfalt aus. Die Zusammenarbeit mit Bern sei zwar gut, die Beziehung habe aber keinen Anspruch auf Exklusivität. Die Universitäten müssten in alle Richtungen nach Kooperationsmöglichkeiten suchen.

Ende der grossen Worte

Ende 2005 haben die Kantone Bern und Freiburg das grosse Zusammenrücken ihrer Universitäten angekündigt. Insbesondere die Naturwissenschaftler sollten nach Kooperationsmöglichkeiten suchen – gar eine Fusion der Fakultäten wurde ins Auge gefasst. Seither ist es still geworden um das Projekt. «Die Zeit der grossen Worte ist vorbei», sagt Urs Würigler, Rektor der Uni Bern, «nun macht sich die Phase des Realismus breit.»

Es sei einfach, über Zusammenschlüsse zu sprechen, so Würigler, konkret sei es aber schwierig, verschiedene Strukturen zusammenzuführen. Von einer gemeinsamen naturwissenschaftlichen Fakultät ist gar nicht mehr die Rede. Ganz beerdigt

wurde das Projekt aber nicht. Zusammen mit Freiburg und Neuenburg will Bern ein Informatik-Masterstudium aufbauen, das gegenüber den ETHs konkurrenzfähig ist. Die gleichen Unis wollen einen gemeinsamen Master in Erdwissenschaften anbieten. Ausserdem wird ein gemeinsames Departement Erdwissenschaften der drei Unis geprüft. Und schliesslich wollen Bern und Freiburg gemeinsam das Kompetenzzentrum Light & Matter gründen. Es soll Grundlage für gemeinsame Masterausbildungen und für die Fusion der Bereiche Physik von Bern und Freiburg sein. Für die Kooperationsprojekte stehen Bundesgelder von 4,7 Millionen Franken zur Verfügung. (rw)